

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 37 (1995)

Artikel: Hans Ardüser in Maienfeld
Autor: Mohler, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-972097>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hans Ardüser in Maienfeld

*Aus einem jüngst erschienenen Roman
von Hans Mohler*

Zeichnungen von Verena Zinsli-Bossart

1

Am ersten Schulmorgen – Nebel schleicht um das zersauste welkende Rebenlaub in den Weingärten, und das ganze Städtchen riecht nach gärendem Traubenmost – steht der junge Schulmeister in einem Turmzimmer des Maienfelder Schlosses und wartet auf Schüler. Er hat sich nach dem Aufstehen tüchtig gewaschen, was bei ihm nicht tägliche Gewohnheit ist. (In seinen Churer Lateinschulzeiten parierte er einmal einen Angriff auf seine Waschfaulheit mit dem Ausspruch: «Ich bin kein solcher Schweinigel, dass ich es nötig hätte, mich jeden Tag zu waschen»). Seine Kleider sind gebürstet, seine Schuhe gesalbt. Die Fingernägel sind gestutzt und gereinigt. Das Haar hat ihm der Vater ein paar Tage vor der Abreise gleichmässig gekürzt, so dass es jetzt einem Tierfell



... Komm herein, du bist am rechten Ort ...

gleich. Bart und Schnurrbart spriessen, feststellbar allerdings bloss aus sehr kurzer Distanz.

Die Kirchenglocke schlägt neun Uhr. Das ist die Zeit, die als Unterrichtsbeginn mehrmals ausgetrommelt worden ist. Auf den steinernen Treppen regt sich nichts.

«Ich habe mich doch nicht im Datum geirrt. Heute ist Simonstag», sagt er zu sich selber. (Selbstgespräche sind eine seiner Eigenheiten.)

Er geht zum Fenster, blickt in den Hof hinab. Kinder halten sich gern in Höfen auf, aber es sind keine zu sehen.

«Ich kann sie doch nicht in den Häusern zusammenlesen. Vielleicht warten sie unten beim Eingang. Von diesem Fenster aus sieht man es nicht.»

Was er sieht ist, dass der Nebel sich auflösen beginnt. Sonnenlicht sickert durch, noch milchig, noch schwefelfarben, jetzt schon honiggelb. Auf einem der zusammengeschobenen Tische liegt ein vom Fensterkreuz unterteiltes Lichtviereck, das sich auch über die Bodenbretter und bis zur offenen Tür hinzieht.

Endlich ein leichter Schritt auf der Treppe. Einer. Und da steht der erste Schüler unter der Türe. Es ist ein grosses Mädchen.

«Komm herein, du bist am rechten Ort. Wie heissest?»

«Barbara Falb.»

«Bist nicht schon fast zu gross für eine Schülerin?»

«Sechzehn, aber die Mutter hat gesagt, es sei höchste Zeit, dass ich lesen und schreiben lerne.»

«Sie hat recht, dafür ist es nie zu spät. Aber

du bist doch nicht die einzige, die etwas lernen will. Das hoffe ich wenigstens.»

«Die anderen warten unten. Sie haben sich nicht getraut, heraufzukommen.»

«Hol sie, sei so gut.»

Der gleiche leichte Schritt, diesmal die Treppe hinunter.

«Barbara Falb: ein schöner Name. Viermal ein A, und kein anderer Selbstlaut. Er passt zu ihr. Gross, hübsch. Blaue Augen und hellbraunes Haar mit blonden Strähnen darin. Wie sie plötzlich dasteht im Sonnenlicht, denke ich, es ist ein Engel.»

Ein Wasserfall von Schritten auf der Treppe, aber aufwärts. Wieder steht Barbara Falb als erste unter der offenen Tür, doch hinter ihr staut sich ein Gedränge neugieriger Gesichter.

«Da hat's Platz.»

Sie huschen fast auf den Zehenspitzen herein, erobern sich einen Stuhl. Für Barbara, die sich nicht mit Buben balgt, bleibt schliesslich keiner übrig.

«Kannst meinen haben, ich brauche ihn heute nicht.»

Hans Ardüser geht um die Tische herum, so dass er Barbara als Gegenüber hat. Die sechzehn Stühle sind besetzt. Ausser Barbara drei kleinere Mädchen. Sie sitzen nebeneinander und tuscheln.

«Zu allererst: In der Schule muss es ruhig sein. Schwatzen könnt ihr draussen. So, jetzt ist es recht. Muss ich euch sagen, wer ich bin? Wer weiss es nicht? Streckt die Hand auf, wenn ihr etwas sagen wollt. Niemand? So wisst ihr es. Aber ich weiss nicht, wer ihr seid. Sagt es mir, der Reihe nach. Du, fang an.»

Er klopft dem Buben, hinter dem er steht, mit den Fingerknöcheln auf den geschorenen Kopf, dann rechterhand dem nächsten.

Die Kinder heissen Kuoni, Mutzner, Komminoth, Rehli, Nigg, Möhr, Ruffner, Enderlin, Zindel, von Gugelberg. Die Vornamen sind Peter, Johannes, Konrad, Luzi, Ulrich, Paul, Hans, Michel, Stefan, Tobias, Katharina, Elsa, Ursula. Und da ist natürlich noch Barbara Falb.

«Und jetzt, was machen wir? Schreiben können wir noch nicht. Dazu braucht es Papier, Federn und Tinte. Die Tinte habe ich da in der

Flasche. Ihr müsst aber ein Tintengeschirr mitbringen. Vielleicht habt ihr eines daheim. Auch für Federn müsst ihr selber sorgen. Am besten sind Gänsefedern. Es hat Gänse in der Gegend, das habe ich gesehen. Aber rupft sie ihnen nicht aus! Es liegen genug herum, die Gänse sind in der Mauser. Bringt sie mir, und ich schneide sie euch zu, wie es sich gehört. Nun das Papier. Das ist nicht so einfach. Es ist teuer. Für die ersten Übungen ist es zu schade. Aber da, unsere Tische. Die haben eine Schieferplatte. Darauf kann man schreiben. Nicht mit Feder und Tinte, aber mit Kreide.»

Barbara hält die Hand auf.

«Ja, Barbara?»

«Was ist Kreide?»

Er greift in die Tasche.

«Da habe ich ein Stück. Damit habe ich in der Lateinschule in Chur geschrieben. Ich habe es aufbewahrt. Fragt einmal eure Eltern. Vielleicht haben sie auch eines. Sonst müsst ihr einen Brocken Kalk suchen. Das geht auch. Sogar mit einem Stück Schiefer geht es. Nun aber das Lesen. Lesen kann man einen Brief, aber auch ein Buch. Geschriebenes und Gedrucktes sieht nicht gleich aus, man muss beides lernen. Es wäre gut, wenn alle das gleiche Buch hätten. Es geht auch mit einem Buch für zwei. Mit weniger geht es nicht, dann lernt ihr nichts. Es gibt aber ein Buch, das haben die meisten Familien. Das da, schaut. Der Heidelberger Katechismus. Bringt ihn am Nachmittag mit. So, jetzt müsste ich euch eigentlich heimschicken, wir können jetzt weder lesen noch schreiben. Aber wir können das Alphabet lernen, oder das Abece. Hört gut zu: Abece, abece. Wer hat etwas gemerkt? Niemand. Dann sage ich es euch. Wenn ich A sage, wieviele Laute sind das?»

Tobias Kuoni sagt: «Einer.»

«Und wenn ich Be sage?»

Es kommt im Chor: «Zwei.»

«Und warum zwei? Weil das Be allein nicht tönt. B, b, das hört man fast nicht. Man muss ein E anhängen. Beim Reden ist das nicht nötig, weil meistens ein Laut folgt, den man hört. Darum sagt man nicht Be-arbe-ara. Das A nach dem B macht, dass man es hört. Barbara.

Nur wenn man das B für sich allein sagen will, wird ein Be daraus. Jeden Buchstaben für sich allein sagen, heisst buchstabieren. So ist es auch mit Ce. Es gibt also zwei Arten von Buchstaben oder Lauten. Solche, die allein tönen wie das A. Das sind Selbstlaute. Und solche, die einen Selbstlaut brauchen, damit man sie deutlich hört. Das sind Mitlaute. Sagt es mir nach, dreimal: Abece.»

«Abece, abece, abece.»

«Nehmen wir die nächsten drei. De-e-eff. Welches ist der Selbstlaut, Barbara?»

«Das E.»

«Richtig, das E. De-e-eff. Halt, da habe ich etwas falsch gesagt. Es müsste doch fe heissen. Nein, es heisst eff. Ich weiss nicht, warum, es heisst eben eff. Ich habe das Alphabet nicht erfunden, sonst müsste ich euch sagen, warum es eff heissen muss. Also, die ersten sechs: a-bece-de-e-eff. Und jetzt ihr, wieder dreimal.»

Den Rest des Alphabets, wie ihn Hans Ardüser seinen Schülern beibringt, kann man sich vorstellen. Der Vormittag reicht nicht aus. Am Nachmittag rückt der Schulmeister zwei weitere Tische in die Nähe des Gevierts, um das die Schüler sitzen. Den einen stellt er hochkant auf den anderen. Nun hat er eine Wandtafel.

Gegen vier Uhr schaut der Landvogt, Junker Konradin Beeli, herein.

«Wenn Besuch kommt, steht ihr alle auf.»

Sie tun es.

«Ich möchte die Gelegenheit benützen, um unserem verehrten Herrn Landvogt dafür zu danken, dass er uns dieses herrliche Schulzimmer samt Mobiliar zur Verfügung stellt. Ohne ihn wüsste ich nicht, wie ich euch unterrichten könnte.»

Der Landvogt nimmt solche Huldigungen nicht zum Nennwert. Würden sie ausbleiben, sähe er es allerdings als mangelnde Ehrerbietung an, und das hätte Konsequenzen. Respektspersonen wünschen, als solche behandelt zu werden, auch wenn sie wissen, wieviel Heuchelei damit verbunden ist. Die meisten sind ja nicht immer Respektspersonen gewesen, sondern mussten sich mit solchen herum-

schlagen, und wenn sie es endlich auch geworden sind, gibt es immer eine noch höhere Gattung, vor der man katzbuckeln muss.

Den Grad der Heuchelei bestimmt nicht zuletzt das Publikum.

Der Schulmeister entlässt es nach Hause. Als sein eigener Unternehmer braucht er es mit der Unterrichtsdauer nicht so genau zu nehmen. Offensichtliche Nachlässigkeiten darf er sich immerhin nicht leisten, denn es könnte bei den Eltern der Eindruck entstehen, der Unterricht sei das Schulgeld nicht wert. Er will sich ja nicht ins eigene Fleisch schneiden.

Ohne Publikum, das nicht nur etwas lernen, sondern auch zur Ehrerbietung angehalten werden soll, verändert sich der Umgangston. Beide Männer sind Davoser. Der eine ist allerdings mindestens doppelt so alt wie der andere. Der jüngere aber ist kein Hergelaufener, sondern der Sohn eines ehemaligen Landvogtes und derzeitigen Landschreibers.

«Sechzehn Schüler habe ich gezählt. Ich habe mit mehr gerechnet,» sagt Konradin Beeli.

«Ich auch. Vielleicht kommen morgen noch ein paar.»

«Das hoffe ich, sonst schicke ich den Trommler in die Dörfer.»

«Es wird nicht nötig sein.»

«Ist von den Tanner einer dabei? Von den Just? Von den Gantner?»

«Ich glaube nicht. Nein, sicher nicht, ich habe mir die Namen gemerkt. Übrigens, das grosse Meitli heisst Falb. Ist das ein Bürgergeschlecht?»

«Nein, die Falb sind Ragazer. Der Vater hat eine Maienfelderin geheiratet, eine Kuoni. Sie hat hier ein Haus, und so haben sie hier gewohnt. Er ist vor einem knappen Jahr gestorben. Ein hablicher Mann, die Tochter hat tausend Gulden geerbt, und auch die Mutter ist nicht arm. Diese Barbara Falb wird einmal eine gute Partie abgeben.»

2

Der Winter in Maienfeld: Wenig Schnee, aber oft ein bissiger Wind das Rheintal herauf,

auch bei schönstem Wetter. In der Schulstube ist es warm, wenn man früh genug heizt.

Da die Wärme nicht zum Angebot gehört, weigert sich Junker Beeli, sie zu liefern.

«Für dein Essen habe ich zu sorgen, für dein Bett auch. So habe ich es mit deinem Vater abgesprochen. Für das Schulzimmer müsstest du mir eigentlich etwas bezahlen. Den Vorteil davon hast du, und ich habe die verdreckten Treppen. Ja, ich weiss, ich habe dir einen Schulraum versprochen. Dabei soll es bleiben, aber komm mir jetzt nicht mit der Heizerei. Die geht mich ein für allemal nichts an. Die Schüler bringen alles mit, was es braucht. Jetzt braucht es halt auch Holz. Wenn dir jedes jeden Tag ein wackeres Scheit abgibt, habt ihr warm. Anfeuern musst allerdings selbst. Aber du bist ja im Haus, kannst wieder ins Bett, sobald es im Ofen brennt.»

Nach Neujahr anbietet sich Babetta Hüni, eine nicht mehr ganz junge Magd, das Heizen zu übernehmen.

«Wenn du am Abend das Holz sauber aufbeigst im Feuerloch, braucht es nur eine Schaufel Glut aus der Küche. Deswegen musst nicht aufstehen, das kann ich machen. Ich bin ja auf, es geht mir im gleichen.»

«Lass dich aber nicht erwischen vom Junker Beeli.»

«Oh, der ist um diese Zeit noch nicht auf den Beinen.»

Diese Babetta Hüni kümmert sich überhaupt um den jungen Schulmeister. Mehr als ihm lieb ist. Als er einmal nach dem Mittagessen in seine Schlafkammer geht, ist das Bett gemacht. Am Tisch hält sie ihm die besten Stücke zu, und als sie gemerkt hat, dass er am Abend beim Schein eines Talglichtes in der Schulstube sitzt, weil dort warm ist, schaut sie einmal zum Türspalt herein, das Haar schon losgebunden.

«Hast recht, in der Schlafkammer müsstest deinen schönen Mantel anziehen, wenn du nicht erfrieren willst, oder mit den Hühnern zu Bett.»

«Komm doch herein. Im Gang ist es auch



Sie kommt zum Tisch, beugt sich über ihn...

kalt.»

«Saumässig sogar, aber ich darf fast nicht. Ich will dich auch nicht stören. Bist am Lesen.»

Sie kommt zum Tisch, beugt sich über ihn. Küchengeruch, Schweissgeruch.

«Wenn man nur lesen könnte. Die Kinder heutzutage wissen gar nicht, wie gut sie es haben. In meinem Alter kann man nicht mehr in die Schule.»

«Wenn das nicht das Schloss des Landvogts wäre, könnte ich dich lehren. So aber geht es nicht, der Junker Beeli würde es sofort abstellen.»

«Im Sommer könnten wir uns am Abend an den Waldrand setzen, dort, wo man auf Fläsch hinuntersieht.»

«Im Sommer bin ich nicht da.»

«Schade, bei dir hätte ich schnell lesen gelernt. Dein Nachteil wäre es nicht gewesen. Trinkst gerne Kirschwasser?»

«Was ist das?»

«Schnaps von Kirschen. Mein Bruder in Fläsch brennt jedes Jahr ein Fässli voll. Nimm einen Schluck, wenn du ins Bett gehst, und du schläfst wie ein Herrgöttli. Ist auch gut gegen Magenweh. In Davos habt ihr nichts dergleichen, müsst alles kaufen, wenn ihr es vermögt. Ich will es dir sagen, wenn ich das nächstmal nach Fläsch gehe. Dann kommst mit und siehst, wie gut wir es dort haben. Ich hätte dort Platz, aber die Schwägerin ist ein Räf, darum

bin ich hier. Nächsten Winter soll der Bruder die Kinder zu dir in die Schule schicken. Ich habe leider noch keine, aber das kommt noch, ich bin nicht zur alten Ledigen geboren. Bin erst zweiunddreissig. Ein Mann hätte es gut bei mir.»

«Da kann ich dir nur viel Glück wünschen.»

Wer weiss, ob Hans Ardüser diese Babetta Hüni nicht ernsthaft als Ehefrau in Betracht gezogen hätte, wäre ihm der Sinn nicht nach einer anderen gestanden. So achtet er darauf, es mit ihr nicht zu verderben, ohne ihr zu sehr entgegenzukommen. Solange er ihr ein wenig Hoffnung lässt, macht sie ihm das Bett, heizt sie das Schulzimmer, versorgt sie ihn mit Kirschwasser und geräucherten Würsten aus Fläsch.

Auf ähnliche Weise, aber aus anderen Beweggründen versorgen ihn auch seine Schüler, vor allem nach den Hausschlachtungen im frühen Dezember. Es wird ihm zuletzt zuviel.

«Sagt euren Eltern, dass ich ihre Freigebigkeit ganz gewiss schätze. Aber wie ihr wisst, habe ich keinen eigenen Haushalt. Es wäre eine schlechte Anwendung der Gaben, die ihr mir bringt, wenn ich sie auf den Dienstentisch des Herrn Landvogts stellte. Das müsste ich aber bald einmal, denn ich kann beim besten Willen nicht alles allein aufessen, so gut es ist. Ich hätte aber nichts dagegen, wenn euere Eltern mich bei Gelegenheit zum Essen einluden. Dabei könnte man sich gegenseitig näher kennenlernen und sich auch über Schulangelegenheiten unterhalten.»

Die Anregung fällt auf fruchtbaren Boden. So zieht der Schulmeister an manchem frühen Abend seinen schönen Mantel an, den sein Vater ihm von einem Störschneider hat machen lassen. Es ist nicht ein Umhang, wie die Bauern ihn tragen, sondern ein herrenmässiger Mantel mit Ärmeln. Es fehlt nur der Pelzkragen, und es wäre der Mantel eines Junkers gewesen. Er ist auch Babetta Hüni als etwas Besonderes aufgefallen. Wohlig warm davon umhüllt, geht er durchs dunkle Städtchen. In den

Fenstern der gemauerten Häuser glimmt schwacher Kerzenschein. Er lenkt seine Schritte einmal zu den Kuoni, ein andermal zu den Ruffner, den Mutzner, den Möhr, und wenn auf sein Klopfen die Haustüre aufgeht, weht ihn ein Schwall von Gerüchen guten Essens an. Ein Höhepunkt ist die Einladung ins Schloss Salenegg zu den von Gugelbergs. Zwar behandeln sie ihn mit einer gewissen Herablassung, denn sie gehören zu den Adelsgeschlechtern der Drei Bünde und sind keine Untertanen. Auch geben sie zu verstehen, dass sie sich für ihre Kinder gewöhnlich einen Hauslehrer halten, doch sei in den letzten Jahren keiner verfügbar gewesen. Man mache sich aber Hoffnung.

Eine Einladung bleibt lange aus. Es ist gerade jene, die Hans Ardüser als Hintergedanke im Kopf gehabt hat, als er seinen Schülern die Anregung macht. Endlich, es ist schon Ende Februar, bleibt Barbara Falb an einem Samstag im Schulzimmer zurück, als die anderen es bereits verlassen haben.

«Die Mutter lässt fragen, ob es Euch heute abend passen würde.»

«Ich weiss nicht einmal, wo ihr wohnt.»

«Am Weg nach Rofels, das zweitletzte Haus auf der rechten Seite.»

«Das werde ich wohl finden. Aber ist es deiner Mutter nicht zuviel?»

«Wenn es ihr zuviel wäre, hätte sie Euch nicht eingeladen. Ihr kommt doch?»

«Freilich komme ich. Grüsse sie einstweilen schön von mir. Danken werde ich ihr selber.»

Als Barbara gegangen ist, holt er seinen Mantel aus der Schlafkammer und folgt dem Mädchen in gehörigem Abstand. Er sieht es in das Strässchen nach Rofels einbiegen, bleibt aber in der Hauptgasse und schlägt den Weg nach der Luzisteig ein. Zwischen Weinbergmauern durch den von Holzfuhrwerken zerfahrenen Schnee stapfend, spürt er nicht den kalten Hauch von Sargans her, der ihm beissenden Eisstaub ins Gesicht wirft.

«Warm, warm, warm habe ich. Schnee und Eis müssten um mich herum schmelzen. Nicht

einmal im Sommer ist mir so warm gewesen. Du Donners Meitli! Warm, warm, warm macht mir, Barbara Falb! Für mich müsste man die Schulstube nicht heizen. Ich könnte auch am Abend in meiner gletschkalten Kammer sitzen ohne meinen schönen Mantel. Das werde ich von nun an. Dorthin wird mir die Babetta nicht nachsteigen. Mit den Hühnern zu Bett, mit der Hüni zu Bett, so ist das wohl gemeint gewesen. Einmal werde ich wohl damit anfangen müssen. Was weiss ich denn, wie es mit der Barbara Falb gehen wird. Sie ist ein Kind, auch wenn sie wie eine Frau aussieht. Da heisst es aufpassen. Kein Wort zuviel sagen vor den anderen. Heute abend! Die Mutter wird sie nicht mit mir allein lassen, und wenn sie es täte, was könnte ich sagen? Wenn ich ein Zeichen hätte, dass sie mich mag, dann wohl. Aber sie wird nie verlegen, wird nie rot, und wenn ich mich über sie beuge, wenn sie schreibt, spüre ich keine Hitze, muss nur meine eigene niederhalten. Sie ist gleichmässig freundlich, scheint keine Angst vor mir zu haben wie manche der anderen. Sie schaut mich auch an, ganz offen, aber was denkt sie dabei? Was denkt sie von mir? Das ist ein stilles Wasser. Kann tief sein oder auch nicht. Nur eines weiss ich: Sie heizt mir ein wie die Babetta dem Ofen. Kann nichts dafür. Es ist über mich gekommen im ersten Augenblick. Einmal habe ich gedacht, es ist wegen der tausend Gulden. Aber davon habe ich nichts gewusst, als ich ihren Schritt auf der Treppe gehört habe. Steht da im Sonnenlicht wie ein Engel. So steht sie vor mir, wenn ich die Augen zumache am Abend, wenn ich in der Nacht einmal erwache. Immer ist sie da. Und wenn sie am Morgen in Fleisch und Blut vor mir sitzt, ich kann es kaum erwarten, dass sie kommt, habe immer Angst, sie könnte einmal krank sein und nicht kommen. Wenn sie dann dasitzt, sehe ich durch sie hindurch den Engel. Ihre Lippen beim Lesen. Die herrlichen Zähne, wenn sie einmal lacht. Oft mache ich einen Scherz, nur damit sie lacht. Ich muss sie auch heute abend zum Lachen bringen.»

Er weicht einem Lastschlitten aus. Der Pelz des Pferdes ist mit Schnee gepudert, die Haare am Kinn sind kleine Eiszapfen.

«Wohin, Schulmeister?» ruft der Fuhrmann von den bereiften Blöckern herab, im Vorbeifahren.

«Frische Luft.»

«Werdet sie nötig haben, die Kinder furzen Euch die Schulstube voll.»

Das Gefährt ist fast lautlos verschwunden in der Schneedämmerung.

«Die Luft ist nicht die beste, das ist wahr. Es ist nicht nur der Gestank. Schuhsalbe, Stallgeruch aus den Kleidern, sauer gewordener Schweiß, Knoblauch aus dem Leinensäcklein am Hals, das Krankheiten abhalten soll. Fleischsuppengeruch aus den Haaren. Säuerlich eingetrocknete Milch an den Hosenbeinen der Buben. Sie helfen ja melken. Das kenne ich alles von daheim. Warum sollte es hier anders sein. Ich rieche ja wohl auch. Aber wie? Man merkt es selber nicht. «Du riechts nach Honig», hat mir die Magd Anna Buchli in Trahona gesagt, als ich dort Schreiber gewesen bin. Aber das glaube ich nicht. Ich habe die Anna gerne gesehen, sehe überhaupt die Frauen gerne. Kann es auch gut mit ihnen, es ist mir noch keine aus dem Weg gegangen. Vielleicht rieche ich wirklich nach Honig, und das haben sie gerne. Käme mir wohl heute abend.»

Ein wenig aufgeregt ist er schon, als er am frühen Abend ins Strässchen nach Rofels einbiegt. Zum Glück ist es schon dunkel. Das Haus findet er sogleich, nicht mehr nur nach Barbaras Beschreibung. Er hat natürlich schon lange gewusst, wo sie wohnt. Sie sollte bloss nicht merken, dass er sich ins Bild gesetzt hatte.

Die Tür hat einen eisernen Klopfer. Er braucht nicht lange zu warten. Wer ihm aber öffnet, ist nicht Frau Falb, sondern Barbara. Ihr von einer Kerze beleuchtetes Gesicht ist ihm nie schöner vorgekommen. Die Augen sind dunkler als am Tag.

«Die Mutter hat gesagt, du kennst den Schulmeister, ich nicht, also lass du ihn herein.»

Sie stellt das Licht auf eine Truhe im Gang und hilft ihm aus dem Mantel. Es riecht auch hier nach Essen, aber ein wenig anders, scheint es ihm. Barbara öffnet eine Tür.

«Nehmt einstweilen Platz. Die Mutter ist in der Küche, ich hole sie.»

Es ist hell in der Stube. Ein dreiarmer Leuchter steht auf dem schön gedeckten Tisch, einzelne Kerzen in zinnernen Ständern sind an verschiedenen Orten verteilt. Nirgends ein Talglicht, das immer ein wenig stinkt. In diesem Hause wird am Licht nicht gespart, jedenfalls nicht heute abend.

Er setzt sich ins Kissen eines Faltstuhls in der Nähe des Ofens, muss aber gleich wieder aufstehen, denn Frau Falb kommt herein.

«Das ist schön, willkommen, Herr Schulmeister. Ich hätte Euch gerne schon früher eingeladen, aber als Witfrau, Ihr versteht das sicher, muss man überaus vorsichtig sein mit Männerbesuchen, sonst ist man handkehrum im Geschrei. Das begehre ich nicht. Mir zuliebe nicht, und auch Barbara zuliebe nicht. Jetzt haben Euch aber alle anderen Eltern bereits eingeladen, und so wäre es ja aufgefallen, wenn ich es nicht auch getan hätte. Ich habe aber wenigstens warten wollen, bis das Trauerjahr um ist. Aber kommt zu Tisch.»

Barbara sitzt ihm gegenüber, wie in der Schule, aber der Tisch ist schmaler, so ist er ihr näher. Die Mutter ist wieder in die Küche gegangen, aber die Türe ist offengeblieben.

«Hast eine noch junge Mutter. Man könnte fast meinen, sie sei deine ältere Schwester.»

«Ich bin ihr einziges Kind. Und Ihr, habt Ihr Geschwister?»

«Zwanzig, aber es leben nicht mehr alle. Zwei sind nicht einmal ein Jahr alt geworden.»

Barbara sagt nichts. Sie blickt auch nicht verwundert, zieht nicht einmal die Augenbrauen hoch. In ihren jetzt dunklen Augen spiegeln sich die Kerzenflammen. Das weiche Licht lässt ihre Haut noch zarter erscheinen, als sie ist.

Die Mutter bringt das Essen.

Näheres darüber zu berichten, ist nicht nötig. Ein gutes Bündner Essen eben. Die Gespräche sind etwas steif. Meistens redet der Schulmeister, aber nur, damit keine Pausen entstehen, Barbara sagt kein Wort mehr, und die Mutter hütet ihre Zunge, soweit es sich mit der Höflichkeit verträgt. Über ihren verstorbenen

Mann ist nichts zu erfahren, nur einmal, als Hans Ardüser erzählt, er hätte ursprünglich Prädikant werden wollen, sagt sie, sie hätten eigentlich katholisch sein müssen, aber ihr zuliebe habe der Mann sie bei ihrem Glauben gelassen. Auch Barbara sei reformiert getauft und konfirmiert.

Der Schulmeister hält es für angebracht, zu erwähnen, sein Vater sei vor Jahren hier Landvogt gewesen.

«Ach, das war Euer Herr Vater? Ich erinnere mich gut an ihn. Dann habt auch Ihr zwei Jahre hier gewohnt.»

«Nein, die Familie ist in Tafas geblieben. Wer hätte sonst die Landwirtschaft besorgen sollen. Aber auch wenn wir im Schloss gewohnt hätten, wäre ich nicht dabeigewesen, denn ich habe dannzumal in Chur an der Lateinschule studiert.»

Es geht ihm darum, nicht nur persönlich einen vorteilhaften Eindruck zu machen, bei Frau Falb, aber auch bei Barbara, die ihn von einer neuen Seite kennenlernen soll, sondern darüber hinaus die Achtbarkeit seines Herkommens zu unterstreichen. Mit dem Reichtum dieser Leute kann er sich nicht messen, das weiss er, aber Reichtum ist nicht alles, das will er beweisen.

Die Mahlzeit zieht sich hin, die Kerzen werden kürzer. Der Schulmeister trinkt sein Glas aus und steht auf.

«Barbara, morgen wieder. Nein, morgen ist Sonntag, da sieht man dich wohl nur von weitem in der Kirche. Also am Montag. Frau Falb, ich danke herzlich für das herrliche Essen und den schönen Abend.»

Beide begleiten ihn zur Haustür.

«Nächstes Jahr wieder», sagt Frau Falb.

Auf dem Heimweg durch die dunklen Gassen ist von Hans Ardüser nur ein Seufzer zu vernehmen: «Ach ja.»

3

Frühling in Maienfeld: Haselbüsche stäuben, am Abend und am frühen Morgen singen die Amseln. Der Wald ist voller Leberblümchen. Die Weingärten riechen nach Mist. Die Kinder sind nicht mehr bei der Sache.

«Noch zwei Wochen, dann muss ich aufhören, wenn nicht schon vorher kein Bein mehr in die Schule kommt. Ich könnte anfangen, das Schulgeld einzuziehen, sonst muss ich es zuletzt in den Häusern zusammenkratzen. Reich bist nicht geworden zu Maienfeld, Hans Ardüser, aber was du verdient hast, bleibt im Sack. Der Junker Landvogt hat versprochen, die Stadtkasse werde auch etwas beisteuern, so komme ich über den Sommer. Wird eine trübe Zeit sein ohne Barbara. Desto fröhlicher werde ich im Herbst zurückkommen. Siebzehn ist sie dann. Wenn ich nur wüsste, was sie von mir denkt. Fehle ich ihr auch, im Sommer? Wird sie lange Zeit nach mir haben? Und was ist, wenn sie im Herbst nicht mehr kommt? Sie kann lesen und schreiben, besser als alle andere. Es bleibt mir kaum noch etwas zu lehren. Ich weiss was: Ich schreibe ihr ein Gedicht. Habe den ganzen Winter daran gedacht. Aber wann soll ich es ihr geben? Zeigt sie es der Mutter, den anderen? Schreiben kann ich es ja, es ist mir darum wie noch nie.

An strengen Wintertagen
schien doch die Sonne hell,
und war ich am Verzagen,
kam süsser Trost mir schnell.

Es soll ein Gedicht über die vier Jahreszeiten werden, das ist nicht so auffällig. Nur der Frühling:

Der Frühling sollt' uns freuen.
Mir ist es schwer ums Herz.
Statt Blumen dir zu streuen,
plagt mich der Abschiedsschmerz.

In lauen Sommernächten
wird Schlaf und Ruh mich fliehn.
Ich wollt', ich säss' zur Rechten
der Liebsten, der ich dien'.

Mag kaum den Herbst erwarten,
der mich zusammenführt
mit jener Ros' im Garten,
die ich mir hab' erkürt.

Ja, die Liebe! Sie hat manchen jungen Mann vorübergehend zum Dichter gemacht. Herz und Schmerz. Hans Ardüser jedoch wird sich auch später der Macht der Poesie überlassen, und ein merkwürdiger Zufall will es, dass seine Reimereien im Archiv jenes Städtchens überdauern, wo die Liebe zu einem Mädchen ihn erstmals überwältigt hat: zu Maienfeld. Persönliches wird in seinen späteren Versen kaum mehr zu finden sein.

Sein Jahreszeiten-Gedicht hat Barbara nie zu Gesicht bekommen. Er hat sich den Kopf zerbrochen, wie es anzustellen wäre, ihr das schön abgeschriebene, mit Rankenwerk verzierte Blatt zu übergeben, ohne dass es jemandem auffällt. Einmal hat er daran gedacht, es ihr als Vorlage zum Abschreiben auf den Tisch zu legen. Dann müsste er ihr aber erklären, was es mit dem «süssen Trost» auf sich hat, wer die «Liebste, der ich dien'» ist, welche «Ros'» er sich «erkürt» hat, kurzum: dass es ein Gedicht ist, das er für sie allein geschrieben hat. Auch sitzt sie zwischen neugierigen Nachbarn. Ihr das Blatt unter die heimische Türschwelle zu schieben, ist ebenso unmöglich. Es geriete dann voraussichtlich zuerst in die Hände der Mutter. Sie auf dem Heimweg ein Stück begleiten und ihr das Blatt in aller Öffentlichkeit in die Hand drücken: Nein. Sie im Schulzimmer zurückhalten kann er auch nicht.

«Warum muss ich mich in eine Schülerin verlieben! Das Dummste, was ein Schulmeister machen kann. Sein Brotkorb hängt daran. Es heimlich halten, solange es irgendwie geht. Brennen ohne Flammen und Rauch. Bringe ich das noch einen Winter fertig? Ich möchte es nicht, aber es wäre besser, Barbara käme im Herbst nicht mehr zu mir in die Schule. Sie wäre dann ein gewöhnliches Maienfelder Meitli, nein, ein gewöhnliches natürlich nicht, sie wird für mich immer etwas Besonderes bleiben. Aber keine verbotene Frucht mehr. Sie nur noch am Sonntag von weitem in der Kirche sehen! Und aus der versprochenen Einladung wird auch nichts. Nein und nochmals nein!»

Der letzte Schultag, eine Woche früher als vorgesehen. Der Schulmeister stellt ein kleines

Examen an. Alle können recht ordentlich lesen.

«Vielleicht glaubt ihr, ihr hättet gelernt, was zu lernen sei. Ich sage euch aber: Der Sommer ist lang! Ihr werdet das meiste vergessen. Zwei Jahre braucht es mindestens, damit alles in euren Köpfen bleibt. Ich rate euch: Übt manchmal ein wenig, was ihr jetzt könnt, an einem Sonntag oder einem Regentag. Wie ich euch kenne, tut ihr es nicht. Darum: Wir sehen uns wieder nach dem Wimlet im Herbst. Ich wünsche euch eine gute Zeit.»

Barbara gibt ihm beim Abschied als letzte die Hand. Zum erstenmal lächelt sie ihn an.

«Ja», sagt er, «im Oktober, Barbara.»

Diese lächelnde Barbara verdrängt den Engel. Den ganzen Sommer lang, wann immer er an sie denkt, steht sie vor ihm, beim Sensesedengeln, beim Heutragen, auf seinen sonntäglichen Gängen. Einmal, nach dem Heuen und vor dem Misteinreiben, geht er über den Strela nach Chur, um Bücher zu kaufen. Die Versuchung kommt ihn an, in Maienfeld hineinzuschauen.

«Mach nichts Dummes, Hans Ardüser. Was willst du dort? Du kannst nicht um ihr Haus herumschleichen, anklopfen schon gar nicht. Sei zufrieden, dass sie dir zum erstenmal ein Zeichen gegeben hat. Gedulde dich. Immer muss man sich gedulden. Jetzt, in diesem Augenblick, sollst mich anlachen. Dich in den Arm nehmen, jetzt. Dir in die Augen schauen von nahem, ganz von nahem, jetzt oder spätestens morgen. Ach ja. Nein, geh nicht nach Maienfeld, Hans Ardüser. Darüber würde sich höchstens die Babetta Hüni freuen, sie hat fast geheult, als ich ihr «Behüt dich Gott» gesagt habe. «Kommst auch ganz gewiss wieder», hat sie wissen wollen. Ich habe es ihr versprochen. Ich habe ja nichts gegen sie, verstehe sie nur zu gut. Armer Tropf! Wartest auf ein Zeichen wie ich den ganzen Winter. Von mir wird keines kommen. Musst dich eben anderswo umsehen. Hätte ich auch angefangen, mich anderswo umzusehen ohne das Zeichen von der Barbara? Solche Fragen soll man nicht stellen. Ich

habe das Zeichen. «Was wäre, wenn...» bewegt nichts von seinem Ort. Was sich nächsten Winter bewegt, nimmt mich wunder, aber was ich mir jetzt vorstelle, bewegt nichts. Man kann träumen, vielleicht muss man sogar, doch da fährt ein kleiner Wind in den Traumgarten, und alles ist anders. Ich weiss, was ich sage. In Zürich hat dieser kalte Wind geweht. Aber da kommt mir ein merkwürdiger Gedanke: Ohne den Zürcher Misserfolg wäre ich nicht nach Maienfeld gegangen. Ich wüsste nicht, dass es eine Barbara Falb gibt. Eigentlich sollte ich den Zürcher Herren dankbar sein. Sie haben mich als Student abgelehnt, damit Barbara Falb mich als Schulmeister annehmen kann.»

Ja, sie nimmt ihn an. Zwar kommt es nie zu einem Gespräch unter vier Augen, weil es sich einfach nicht machen lässt. Aber Barbara richtet es ein, dass sie am Morgen als erste ins Schulzimmer kommt und es als letzte verlässt. Sie lächelt, die anderen im Rücken, und er liest auch in ihren Augen. Deutlich darauf antworten darf er nicht, daran hat sich nichts geändert. Aber meistens, wenn er sich über sie beugt, um ihr etwas vorzuschreiben, spürt er, dass sie sich nicht versteift wie im ersten Winter, sondern ihm weich entgegenkommt. Die Oberkörper berühren sich mit sanftem Druck. Einmal wendet sie sich für einen Augenblick halbwegs um, und ihre Brust streift seinen Arm.

Zeichen über Zeichen!

Er ist darauf gestossen, dass es einen Lebenszusammenhang gibt: Damit das eine sein kann, darf sich ein anderes nicht verwirklichen. Ein schmerzliches Ereignis ändert im Rückblick die Farbe, weil es zur Voraussetzung einer glücklichen Wende geworden ist. Was einen im Augenblick plagt, kann sich als wunderbare Fügung erweisen. Ein scheinbares Unrecht setzt sich plötzlich ins Recht.

Man kann es auch Schicksal nennen.

Es gehört zu Hans Ardüser's Schicksal, dass die Feldkircher Malermeister Moritz Frosch und sein Sohn Jörg im Herbst 1578 die Fassade des Maienfelder Brüggerhauses bemalen. Er

schaut ihnen zu, so ahnungslos, wie er im Jahr zuvor auf der Rückreise von Zürich dem Churer Maler Franz Appenzäller beim Anreiben von Farben zugeschaut hat. Weder die Herren Frosch noch Appenzäller sind im Moment des ersten Kontaktes von irgendwelchem Gewicht für den jungen Mann. Ein Jahr später sieht es anders aus.

Was ist Zufall?

Es sieht nach Zufall aus, dass die beiden Feldkircher sich in Maienfeld zu schaffen machen. Es hätte ein Jahr früher sein können, aber nicht ein Jahr später. Für sie ist es ein Auftrag unter anderen, nicht ein Stück Schicksal. Sie ahnen nicht, dass sie in Hans Ardüser eine Neigung erwecken, die sein ganzes weiteres Leben bestimmen wird, von der er aber jetzt noch nichts weiss.

Was ist mit Barbara Falb? Auch sie wird zu einem Stück Schicksal, aber anders, als Hans Ardüser es sich in seiner glücklichen Verliebtheit vorstellt.

Im Laufe des Winters verdichtet sich diese Verliebtheit zum dringlichen Wunsch, Barbara zu heiraten.

«Warum denn auch nicht? Wir wissen, woran wir miteinander sind. Darüber geredet haben wir freilich nicht. Wir sollten, das ist klar, aber wann und wo? Die Einladung zum Essen ist zu früh gekommen diesmal, ich habe die Barbara nur schnell umhalsen können, als sie mir die Türe aufgemacht hat, aber sie hat mir gleich den Finger auf den Mund gelegt. Nachher sind wir nie allein gewesen. Kann mir aber nicht vorstellen, dass sie nicht will. Mit der Schule kann ich uns im Winter ernähren. Im Sommer wird man sehen. Wohnen könnten wir sicher bei der Mutter, das Haus ist gross genug auch für drei. Im Sommer gäbe es wohl auch für mich Arbeit im Wingert, verdiente damit mein Essen. Auf's mindeste. Wenn alle Stricke reissen, hat die Barbara ja eigenes Geld. Tausend Gulden sind kein Gitzimist. Allein damit käme man über ein Dutzend Jahre. Wenn alle Stricke reissen. Aber sie reissen wohl nicht.»

Im frühen Frühling beschliesst er, nicht länger zu hoffen und zu bangen. Er nimmt einen Tag frei, um nach Chur zu gehen. Barbara wird einen Brief bekommen, wenn es schon nicht möglich ist, mit ihr zu reden. Dieser Brief aber soll nicht allein für sich sprechen. Er wird beschwert sein mit einem anständigen Geschenk, und mit Geld. Das Geschenk macht ihm Kopfzerbrechen. Ein Ringlein? Wenn es aus Gold ist, und das müsste es ja sein, übersteigt es seine Mittel. Ein Armreif – er sieht ihn an Barbaras schlankem Handgelenk – ist erst recht ausser Reichweite. Sie hat aber auch einen schönen schlanken Hals. Ein goldbestickter Kragen brächte ihn zur Geltung. Er findet einen, lässt ihn schön einpacken.

Am Abend setzt er sich hinter den Brief. Den fünften Entwurf schreibt er schön ab.

«Liebste Barbara,

was ich hier schreibe, hätte ich Dir lieber gesagt. Aber wann und wo? Ich weiss es nicht, und Du weisst es wohl auch nicht. Was wir wissen, das ist, dass wir einander lieb sind. Du hast mir manches Zeichen gegeben, und auch Du wirst nicht im Zweifel sein, woran Du mit mir bist. Ich hätte es Dir gerne deutlicher gezeigt, wenn es möglich gewesen wäre, aber ich glaube, Du hast auch das Wenige richtig verstanden.

Soll es nun also dabei bleiben? Ich meine, nein. Wir sind füreinander bestimmt, ich sehe es jeden Tag mit grösserer Klarheit. Es würde mir sehr schwerfallen, ohne Dich zu leben, das habe ich letzten Sommer erfahren, und seither sind wir uns noch bedeutend näher gekommen. Also wäre die Trennung von Dir noch schlimmer. Ich darf es fast nicht sagen, aber es gibt eine Möglichkeit, zusammenzubleiben, und zwar Sommer und Winter. Wenn wir heiraten, nämlich. Zum Zeichen, dass es mir ernst ist, lasse ich diesen Brief von einem Geschenk und etwas Geld begleiten. Beides soll Dir gehören, wenn Du einverstanden bist, mit mir in den Ehestand zu treten. Sollte es Dir aber eine Unmöglichkeit scheinen, bitte ich Dich, mir beides zurückzugeben. Rede aber noch mit

Deiner Mutter, bevor Du Dich entscheidest. Sie muss es auf jeden Fall wissen, darum zeige ihr auch diesen Brief.

Es liegt nun in Deiner Hand, mich glücklich oder unglücklich zu machen. Mein Glück aber wird auch Dein Glück sein, das schwöre ich Dir auf den Namen Gottes. Über den Zeitpunkt habe ich mir noch keine Gedanken gemacht, wie könnte ich das, ohne zu wissen, wie Deine Entscheidung ausfallen wird! Ich bitte Dich nur noch um eines: Lass mich nicht lange warten, sei es ja oder nein.

Hans Ardüser
Gegeben zu Maienfeld am 3. April 1579»

Brief und Geschenke wickelt er in ein Stück Leinwand, um das er Babetta Hüni gebeten hat, und trägt das kleine Paket am nächsten Abend vor Barbaras Haus. Sie ist es auch, die ihm die Tür öffnet.

«Für dich.»

Sie schaut ihn gross an, nimmt entgegen, was er ihr hinstreckt, aber er streicht ihr bloss schnell mit der Hand übers Haar und geht.

Er hat eine schlechte Nacht. Einmal ist er sicher, dass Barbara ihn nicht abweisen wird. Dann wieder glaubt er, eine Dummheit begangen zu haben, die er wird büssen müssen. So oder so jedoch muss der unerträgliche Schwebezustand ein Ende nehmen. Aber welches Ende? Nach ein paar kräftigen Schlucken aus Babetta Hünis Kirschwasserflasche schläft er ein.

Was er nicht weiss: Barbara Falb ist bevormundet.

Am Morgen ist er früher als sonst in der Schulstube. Er hofft, Barbara sei auf den gleichen Gedanken gekommen, und er hat recht: Zur offenen Tür herein hört er ihren leichten Schritt auf der Treppe, wie am allerersten Schultag. Diesmal aber bleibt sie nicht unschlüssig stehen, sondern läuft ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen und fliegt ihm an den Hals.

Wenn das kein Zeichen ist!

«Ich muss gehen», sagt sie, sich aus der Umarmung lösend. «Die Mutter hat gesagt, Ihr sollt am Abend zu uns kommen, wenn es dunkel ist. Braucht nicht anzuklopfen, die Tür ist nicht abgeschlossen.»

«Du kommst doch nachher mit den anderen.»

«Oh, mir ist es heute nicht ums Lesen und Schreiben.»

«Meinst du, mir sei es darum? Barbara!»

«Ja, ja, ja! Aber jetzt muss ich gehen.»

Es braucht nicht berichtet zu werden, wie Hans Ardüser diesen Tag mit seinen Schülern verbracht hat. Nur soviel sei gesagt: Nie ist ihm ein Tag länger vorgekommen. Es will und will nicht dunkel werden.

Frau Falb sagt: «Das sind mir schöne Geschichten! Und alles hinter meinem Rücken! Nein, ich will nicht schimpfen. Es hat wohl so kommen müssen. Ein bisschen jung seid ihr schon, das muss ich sagen. Aber kommt in die Stube.»

Barbara ist plötzlich da. Ihren Hans zu umarmen, wagt sie vor den Augen der Mutter nicht, aber sie rückt ihren Stuhl dicht an den seinen und lehnt ihren Kopf an seine Schulter.

Die Mutter hat einen Imbiss aufgestellt und einen Krug mit eigenem Wein.

«So ganz trocken wollen wir die Verlobung nicht feiern. Es ist doch eine Verlobung, oder? Dazu möchte ich sagen: Verlobt ist nicht geheiratet. Wartet damit noch ein wenig. Es wäre mir auch recht, ihr würdet es noch heimlich halten. Sagen wir, bis die Barbara neunzehn ist, sonst meinen die Ragazer Verwandten, sie müssten ihr Maul dreinhängen.»

«Also nochmals mindestens einen Sommer ohne Barbara!»

«Ja, ist sie Euch das nicht wert?»

«Wohl, wohl, aber Ihr seid ja auch einmal jung gewesen. Wisst Ihr es nicht mehr?»

«Nur zu gut. Ich denke nicht gern an die Zeit, wo ich allein sein werde. Ihr bleibt doch in Maienfeld, hoffe ich.»

«So lange als möglich.»

«Dann ist es gut. Wir sind dann zu dritt, und



Tafel 2: Lenz Klotz, Augenweide, 1978, Öl auf Leinwand.

vielleicht bald einmal zu viert oder fünft.»

Barbara errötet und legt ihren Arm um Hans Ardüser's Schulter.

Am nächsten Abend schreibt er seinem Vater. Er hoffe, was er ihm anzuzeigen habe, mache ihm Freude. Es werde also in Maienfeld in absehbarer Zeit eine Hochzeit geben. Die Auserwählte werde ihm nicht bekannt sein, sie sei damals noch ein kleineres Meitli gewesen, aber die Mutter sollte er kennen: Frau Dorothea Falb. Leider sei ihr Mann vor etwas mehr als zwei Jahren gestorben, habe sie aber in guten Umständen zurückgelassen. Auch für die Tochter habe er gut vorgesorgt, auch wenn sie jetzt noch zu jung sei, um das, was ihr gehöre, zuhanden zu nehmen. Mit der Hochzeit werde sich das aber ändern. Er habe also, allem nach, eine gute Wahl getroffen, und er, der Vater, brauche sich um ihn keine weiteren Sorgen mehr zu machen. Er freue sich, ihm das zu sagen. Im übrigen werde man bald darüber reden können, er werde über Sommer, hoffentlich zum letztenmal, wieder nach Tafas kommen.

Junker Konradin Beeli – Hans Ardüser erfährt es am Frühstückstisch – will noch am gleichen Tag nach Davos reiten. Er hat nichts dagegen, den Brief mitzunehmen und zu bestellen.

Können Verliebte oder Verlobte ihren Zustand verheimlichen? Verliebte nicht. Früher oder später verraten sie sich. In einem so kleinen Städtchen wie Maienfeld bleibt auf die Dauer nichts verborgen.

Barbara kommt jeden Tag in die Schule, und sie lässt sich ebenso wenig etwas anmerken als der Schulmeister. Aber der Abstand zu den Kleineren ist durch die Verlobung grösser geworden. Das spüren besonders die Buben, die ja auch Augen für ein hübsches Meitli haben. Dazu kommt, dass Hans Ardüser im Hinblick auf die baldige Trennung es sich nicht versagen kann, am Abend manchmal ins Falbsche Haus zu schleichen. Er tut es mit aller Vorsicht und mit der Billigung seiner zukünftigen

Schwiegermutter, die sich zunehmend für ihn erwärmt. Aber einmal stösst er an der Türe mit einer Nachbarin zusammen, und ein andermal folgt ihm die vernachlässigte Babetta Hüni unbemerkt und sieht ihn im zweitletzten Haus am Weg nach Rofels verschwinden.

Zwei Tage später schickt ihm Abraham Gantner, der auf dem Ried wohnt, einen Zettel: der Schulmeister solle am übernächsten Abend zu ihm kommen.

Am Morgen fehlt Barbara in der Schule. Die Buben tuscheln und werfen mit schadenfreudigen Blicken um sich. Es ist die letzte Schulwoche, und das Schulgeld ist bereits eingezogen.

Abraham Gantner, so stellt sich heraus, ist Dorothea Falbs Schwager und Barbaras Vormund.

«Ihr habt Euere Schülerin Barbara Falb zur Ehe begehrt, habe ich gehört.»

«Ich leugne es nicht. Die Barbara ist einverstanden, und auch die Mutter hat nichts dawider.»

«Aber *ich* habe etwas dawider, und auf *mich* kommt es an, nicht auf die Mutter, und schon gar nicht auf das Meitli. Ich bin der Vormund und habe von Gesetzes wegen auf ihren Vorteil zu achten. Damit Ihr es wisst: Aus dieser Heirat wird nichts. Es liegt nicht in Barbaras Vorteil, sich mit einem Hungerleider zusammenzutun. Es könnte Euch so passen, in das warme Nest zu sitzen. Da müsst Ihr schon etwas mehr mitbringen als die paar schäbigen Gulden, die Ihr im Winter verdient. Sie ist es anders gewöhnt. Euch, und dazu vielleicht noch das halbe Davos zu erhalten, dafür hat sie nicht geerbt.»

«Dann warten wir halt, bis die Barbara volljährig ist.»

«Da könnt Ihr lange warten. Zuerst müsset Ihr sie finden. Sie ist nicht mehr in Maienfeld. Meine Schwägerin auch nicht. Und als Maienfelder Schulmeister, das brauche ich Euch wohl nicht zu sagen, habt Ihr Euch mit dieser Geschichte unmöglich gemacht. Wir können keinen brauchen, der es auf die reichen Schü-

lerinnen abgesehen hat. Morgen geht Ihr zum Stadtmann Enderlin und verlangt die Entlassung. Er wird Euch trotz allem ein gutes Zeugnis ausstellen. Auch der Herr Landvogt. Damit könnt Ihr Euer Glück anderswo versuchen.»

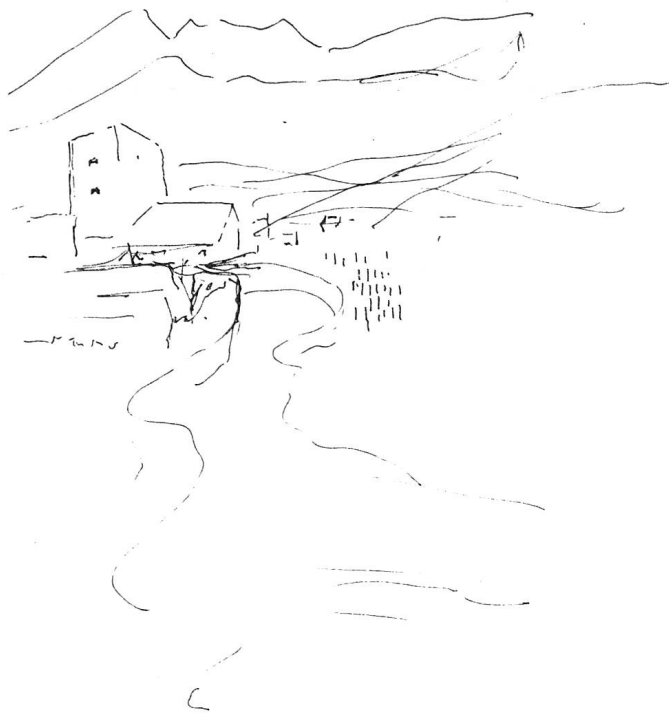
«Aber Ihr könnt doch nicht...»

«Ihr habt gesehen, was ich kann. Dabei bleibt es.»

4

«Maienfeld da hinten. Da hinten im Regen. Wenn ich zurückgehe – irgendwann muss ich ja wieder einmal heim auf Tafas – biege ich im Wald ab und nehme den Weg über Rofels nach Jenins. Nochmals diese hohnlachenden Gesichter, nein! Sie mögen es mir gönnen, fast alle. Mir, dem Sohn eines früheren Landvogts. Der Hans Ruffner hat mir gesagt: «Bist zu früh nach Maienfeld gekommen. In einem Jahr hätte das Meitli ihren eigenen Willen gehabt. Der Gantner ist schon immer gewalttätig gewesen.

Hat mit deinem Vater verschiedene Anstände bekommen. Das hat er jetzt dir zurückbezahlt.» Warum mir? Was kann ich dafür? Was kann die Barbara dafür? Der herzlose Hund! Gewalttätig, ja, das ist er. Reisst die beiden Frauen aus ihrem Haus, verschleppt sie bei Nacht und Nebel hinter Gotterbarm, als wäre ich ein gemeingefährlicher Bandit. Dabei ist es nur Neid, der pure Neid. Stellt mich so hin, als hätte ich nur die tausend Gulden gesehen. Das halbe Davos erhalten! Noch hat kein Auswärtiger einen Tafaser erhalten müssen, ein Maienfelder schon gar nicht. Was kann ich dafür, dass wir eine grosse Familie sind. Der Vater hat nie verlangt, dass wir Jungen ihn unterstützen. Wenn wir uns selbst erhalten können, ist er zufrieden. Schade, dass ich keine Zeugen habe. Ich hätte sonst dem Halunken einen Prozess angehängt. Ach was, Prozess, das nützt jetzt alles nichts. «Vormund ist Vormund», hat der Konradin Beeli gesagt, «wenn er nicht will, kannst nichts machen. Das Gesetz ist auf seiner



Maienfeld da hinten im Regen...

Seite.» «Aber er ist doch nicht der Vormund von der Mutter!» «Vormund nicht, aber Beistand, das kommt fast aufs gleiche heraus. Es geht um Vermögenssachen. Ein Vermögen muss zusammengehalten werden. Ich meine damit nicht, du hättest dem Meitli ans Vermögen gehen wollen, aber der Gantner sieht es wahrscheinlich so. Das Haus und die Güter von der Dorothea Falb gehören zum Teil ihrer Schwester, und die ist seine Frau.» «Aber deswegen kann er doch nicht die Mutter vertreiben.» «Sie ist vermutlich freiwillig mitgegangen. Das Meitli hat sie nötig.» «Und wo sind sie?» «Wenn ich es wüsste, würde ich es dir sagen. Es ist aber besser, du weisst es nicht. Mach einen Strich darunter. In Maienfeld kannst du nicht mehr Schule halten, gutes Zeugnis hin oder her. Hier wärst du, als Ehemann von der Barbara Falb, auf einen grünen Zweig gekommen, aber das ist jetzt eben nicht mehr möglich, und anderswo hättest Mühe, eine Familie zu erhalten, ausser, du heiratest eine Einheimische. Darum nochmals: Mach einen Strich darunter, nicht nur unter Maienfeld, da bleibt dir gar nichts anderes übrig, aber mach auch einen unter die Barbara Falb.»

Irgendwann im Sommer, wenn nicht früher, werden die beiden zurückkommen, jedenfalls die Mutter. Sicher die Mutter. Ich muss mit ihr reden. «Ich möchte wissen, weshalb Ihr mich im Stich gelassen habt. Das habt Ihr, und ich habe das Recht, zu wissen, warum. Ich bin kein Untertan, mit dem man machen kann, was man will. Versprochen ist versprochen, meine ich. Warum habt Ihr mir nicht gesagt, dass Euer Wort nichts wert ist, und das von der Barbara auch nicht? Ja, ich weiss, Ihr habt gesagt, wir sollten es heimlich halten. Damit habt Ihr gemeint, es ist ein Haken dabei. Aber welchen Namen der Haken hat, das habt Ihr mir nicht gesagt. Wer weiss, vielleicht seid es sogar Ihr gewesen, die dem Halunken auf dem Ried einen Wink gegeben hat. Darum habt Ihr nachher den Finkenstrich genommen. Zur Schlechtigkeit kommt noch Feigheit.»

Man kann es Hans Ardüser nicht verargen, dass Verdruss und Enttäuschung ihm den Blick

trüben. Auch jeder andere hätte in dieser Lage Mühe, gerecht zu sein. Ausserdem kennt er nur die eigene Seite der Sache.

Die Wirklichkeit sieht wie immer ein wenig anders aus: Es war Dorothea Falb nicht unlieb, dass ein Auswärtiger, nicht zur Maienfelder Versippung Gehörender den Platz des Mannes in der Familie einnehmen wollte. Damit wären Pläne durchkreuzt worden, die sie ihrem Schwager instinktiv zutraute, nämlich durch die Verbindung eines seiner eigenen Söhne mit Barbara das Falbsche Erbe in die Hand zu bekommen. Heiraten unter Geschwisterkindern waren damals, und sind es auch heute, nicht unmöglich. Sich selbst neu zu verheiraten, wäre ein anderer Ausweg gewesen. Die Tochter hätte dann einen anderen Vormund bekommen. Doch in diesem Fall hätte Gantner darauf bestanden, den Anteil seiner Frau herauszulösen. Das hätte einige flüssige Mittel erfordert und würde wohl manchen Bewerber abschreckt haben.

Der einzige Einwand, den Dorothea Falb gegen Hans Ardüser hatte, war, dass er zu früh in Erscheinung trat. Sie glaubte, durch Verschwiegenheit wäre dem abzuhelpfen.

Was man ihr vorwerfen kann, ist Inkonsistenz. Sie hätte es dem zukünftigen Schwiegersohn strikt verbieten müssen, ins Haus zu kommen.

Weshalb hat sie es nicht getan?

Es ist leicht einzusehen: Wie manche andere alleinstehende, noch junge Mutter erlebte sie die Liebe ihrer Tochter als eine eigene zweite Jugend und achtete zu wenig auf die Gefahr vom Ried her. Die sie immerhin, das muss man ihr zugestehen, richtig erkannt hatte. Dass sie von schwierigen Ragazer Verwandten sprach, war Tarnung.

Im Widerstreit zwischen Verstand und Gefühl liess sie ihr gutes Herz sprechen. Es ist leider nicht immer der beste Ratgeber.

Schlechtigkeit ist das nicht. Auch Feigheit kann man ihr nicht vorwerfen. Was hätte sie dem herrischen «Du kommst mit!» ihres Schwagers entgegensetzen können, in Gegenwart der verzweifelt weinenden Tochter? Auch hat sie wohl gehofft, Hans Ardüser werde Mittel und Wege finden, mit ihr und Barbara in Kontakt zu kommen. Es muss sie enttäuscht haben, dass er die Flinte so schnell ins Korn warf. Ein Hinweis auf ihre Erwartung, es werde alles noch ein gutes Ende nehmen, könnte in folgendem Umstand liegen: Sie gab die Verlobungsgeschenke, die sie in Verwahrung genommen hatte, nicht zurück. Zwar wusste sie nicht, wo Hans Ardüser sich aufhielt, aber in Davos hätte ihn die Sendung auf jeden Fall erreicht.

Es ist zu vermuten, Dorothea Falb spielte auf Zeit. In weniger als einem Jahr würde Barbara volljährig sein. Wohl hatte die Mutter ihre Einkünfte in Maienfeld, doch brauchten sie nicht dort verzehrt zu werden. Widerstände des Schwagers konnte sie beim Landvogt einklagen. Das wäre dann nicht mehr Konradin Beeli, dessen Amtszeit bald nach Hans Ardüser Verschwinden aus Maienfeld ablief, sondern vielleicht ein Mann, dem das Aufsteigen eines jungen Davosers kein Dorn im Auge war.

Warum hat Beeli darauf bestanden, dass Ardüser einen Strich unter seine Liebe ziehen sollte?

Bestimmt hat Gantner den Landvogt ins Vertrauen gezogen. Woher sonst hätte er gewusst, dass Beeli dem Schulmeister ein günstiges Zeugnis ausstellen werde? Auch der Stadtmann Enderlin muss zu den Eingeweihten gehört haben.

Was den Aufenthaltsort der beiden Verschleppten betrifft: Beeli kannte ihn so gut wie Gantner. Auch Hans Ardüser, hätte er sich vom Landvogt nicht entmutigen lassen, wäre bald dahintergekommen. Wo sonst hätte man die Frauen Hals über Kopf unterbringen können, wenn nicht bei den Falb-Verwandten in Ragaz?

Hans Ardüser hat auch nicht den kleinsten Versuch gemacht, auf den Gang der Dinge noch einzuwirken. Er sah sich einer geschlossenen Front von Mächtigen gegenüber, einem Vormund, einem Landvogt und einem Stadtmann, dazu der Mehrheit der Bevölkerung. Sie alle vereinte der Neid, der es einem armen Schlucker verwehren wollte, auf einen grünen Zweig zu kommen.

Auch er hätte auf Zeit spielen können. Was ist weniger als ein Jahr, wenn es um das Lebensglück geht?

«Ich bin ein geborener Pechvogel. Zwar hat die Mutter mir erzählt, ich sei mit einer Glückshaube zur Welt gekommen, für mich habe sie keine Angst. Das ist Aberglaube. Was habe ich denn falsch gemacht? Zu früh nach Maienfeld gegangen bin ich. Wenn man alles zum voraus wüsste. So, wie es ist, hätte ich mich nicht in eine Schülerin verlieben dürfen. Aber ist das verboten, wenn sie achtzehn ist und man selber über zwanzig ist? Mein Pech ist, dass die Barbara keinen Vater hat. Dafür können wir beide nichts. Aber was wäre, wenn er noch gelebt hätte? Nicht daran denken, das führt zu nichts. Es ist nun einmal, wie es ist. Der Konradin Beeli hat recht: Mach einen Strich darunter, Hans Ardüser. In Maienfeld wäre ich imstand gewesen, die Barbara und mich zu erhalten, aber nur, weil wir bei der Mutter hätten wohnen und vielleicht auch essen können. An jedem anderen Ort kommen die Kosten für Wohnen und Essen zuerst. Für Kleider, Schuhe, Bücher bleibt wenig übrig. Die tausend Gulden würde ich aus dem Spiel gelassen haben, es wäre nicht mein Geld gewesen, und jedenfalls hätten wir es unbedingt ohne Zuschüsse machen müssen. Das ist unmöglich, ich weiss ja jetzt, was ein Schulmeister verdient. Ich sehe es ganz klar: Die Barbara und Maienfeld gehören zusammen. Fällt Maienfeld weg, muss ich mir eine Zukunft mit der Barbara aus dem Kopf schlagen. Das sollte ich ihr deutlich machen können. Sie muss nicht meinen, der erste rauhe Wind habe mich umgeblasen. Ich werde ihr schreiben, wenn sie wieder daheim ist, oder wenn wenigstens die Mutter zurückge-

kehrt ist. Die wird nicht so schlecht sein, den Brief zu unterschlagen. Dumm, dumm, dumm ist es gegangen. Nachher ist man gescheiter. Lass in Zukunft die Finger von Minderjährigen. Das gibt nur Verdruss. Dem Vater muss ich auch schreiben, dass es nichts ist mit der Maienfelder Hochzeit. Mündlich berichte ich

ihm nicht, ich will nicht als geschlagener Hund nach Tafas gehen. Hans ab Tafas, Barbara Falb, wie schön hätte das zusammengeklungen. Es ist zum Heulen. Die Barbara heult sicher auch. Aber was kann ich machen? Sie wird mich mit der Zeit vergessen, und ich sie auch. So Gott will.»